



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

hatte er noch bei sich und dachte: ich will ein Zeichen machen, und riß sich seine silberne Schärpe ab und band sie um die große Kiefer, die bei der Stelle war, und dann fiel er hintenüber und war tot. Von seinen Leuten einer, der hatte es gesehen, der konnte noch auf die Füße kommen und machte sich fort und hat dann davon erzählt. Aber am selben Abend lagen die Feinde dort im Hirtak und wußten nicht, was die silberne Schärpe da sollte, und ein Niederjahn steckte sie heimlich ein. . . .

Und nun weiß keiner, wo es liegt, das viele Geld, und vielleicht liegt es hier unter der Treppe . . .

Da schauerten alle heimlich zusammen wie ich, und alle hielt sein Märchentön gefangen, sie saßen da mit stillen glänzenden Augen und lauschten diesem Töne nach. —

Seit jenem Abend glaubte ich an die Kriegskasse felsenfest, und heute, da mir das vertraute, geheimnisvolle Wort wieder begegnet ist, spinnt mich sein Zauber wieder ein, und mir will scheinen, ich glaube noch daran.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 29. November 1909

(Regierung und Liberale. — Hände weg! — Frankreich in Marokko.)

Die letzte Woche vor dem Beginn der neuen Reichstagsession hat recht wenig Erfreuliches gebracht. Sogar die gewiß bescheidenen Hoffnungen auf die Wahlen in Halle blieben unerfüllt. Etwas anderes war auch kaum vorauszusehen. Regierung und Parteien haben gleich wenig getan, um die Besserung anzubahnen. Die Regierung hat ihre beobachtende Haltung beibehalten, die bürgerlichen Parteien fahren fort, einander zu zerfleischen, und die Sozialdemokraten gewinnen sich einen Sitz nach dem andern. Der politische Zersekungsprozeß, der bei dem stagnierenden Parteileben über kurz oder lang eintreten mußte, hat begonnen. Die Meinungen über die Bedeutung der sozialdemokratischen Siege gehen vielfach auseinander. Die Konservativen suchen daraus Schreckmittel für die Besitzenden zu machen, und ein Teil der Nationalliberalen stimmt mit ihnen überein. Die Linksliberalen sehen dagegen in den Wahlergebnissen lediglich die logische Folge früherer Vorgänge. Auch wir glauben in dem Anschwellen der roten Flut lediglich eine allerdings unangenehme aber verständliche Notwendigkeit erkennen zu sollen. Freilich können wir die Unterstützung der Sozialdemokratie durch Liberale nicht ohne weiteres gutheißen. Das gilt besonders für die Einzelwahlen, die bis zur nächsten Reichstagsauflösung allein in Frage kommen. Wären neue allgemeine Wahlen mit einer agrar-konservativen Devise angeordnet worden, dann läge die Sache anders. Dann wäre ein stammender Protest am Plage und hätte auch Erfolg. Heute, wo das Verhalten der Regierung jedem Einsichtigen zeigt, daß sie nicht gesonnen ist, ohne weiteres agrar-konservative Politik zu treiben, stellt die Unterstützung der Sozialdemokratie eine Gefahr für den Einfluß der liberalen Parteien auf Jahrzehnte hinaus dar.

Zimmerhin ist die Tatsache da, daß sich die Erbitterung vorwiegend in der Abgabe sozialdemokratischer Stimmzettel Ausdruck verschafft. Von welcher Seite kann Rettung aus diesem Zustande kommen? Optimisten versprechen sich von der Thronrede und von den ersten Erklärungen des Reichskanzlers einige Beruhigung und Klärung. Pessimisten dagegen erklären, die dem Bürgertum zuzurechnenden Kreise

seien so tief erregt, daß nur solche Aussichten sie beruhigen könnten, die sämtliche Konservativen in die Opposition zur Regierung bringen müßten. Danach wäre also eine Beruhigung des Bürgertums nicht zu erwarten. Denn es ist kaum anzunehmen, daß die Regierung auf die erprobte Mitarbeit der Konservativen verzichten wird, um sich dafür die recht problematische Bundesgenossenschaft der Liberalen in ihrer heutigen Verfassung zu gewinnen. Solange die Liberalen nicht imstande sind, sich zu einer großen, innerlich gefestigten Partei zusammenzuschließen, so lange darf die Regierung sie nicht zum Fundament ihrer Politik machen. Solange die Führer der Liberalen vorwiegend damit zu tun haben, die persönlichen Gegensätze innerhalb der Parteien zu vertuschen, dürfen sie als Vermittler zwischen der Regierung und dem aufgeregten Bürgertum kaum in Frage kommen. Denn in ihrer gegenwärtigen Verfassung mangelt ihnen das Rückgrat der Popularität: die Autorität. Hieraus ergibt sich der Weg zur Rettung. Die bürgerlichen Parteien müssen, wollen sie die Nation führen, untereinander zum Frieden kommen. Die drei freisinnigen Gruppen müssen sich unter scharfer Abgrenzung gegen die Partei der Sozialdemokraten zusammenschließen. Die Nationalliberalen müssen sich nach der demokratischen Seite ihres Programms hin rekonstruieren; nur so werden sie noch einigen Einfluß auf die Wählermassen behalten, nur so werden sie befähigt sein, der sich regenden Reaktion von rechts die gefährliche Spitze abzubrechen. Gelingt es den Liberalen nicht, sich in der angedeuteten Richtung zu sammeln, dann müßten sie darauf verzichten, regierungsfähig zu bleiben, müßten sie zusehen, daß die Konservativen das Steuer der Regierung in die Hand nehmen und daß sich die große Zahl der rechtsstehenden Parteiloßen im Lande kritik- und interessenlos der Führung durch die Regierung unterwirft. Nur für jene extremen Scharfmacher, die unter allen Umständen eine Auseinandersetzung mit den Demokraten und Sozialisten wünschen, wäre eine solche Entwicklung genehm. Das Land dagegen würde den schwersten Erschütterungen ausgesetzt, die vielleicht nur durch eine internationale Verwicklung beschworen werden könnten.

Geht aus dem Gesagten hervor, daß wir im gegebenen Augenblick von der Regierung das Mittel der Rettung nicht erwarten können, so soll darin keine Aufforderung zum Mißtrauen gegen den neuen Reichskanzler liegen. Zum Regieren gehört Macht. Die Macht aber liegt gegenwärtig bei den Agrarkonservativen und dem Zentrum. Daß Herr von Bethmann Hollweg diese Macht nicht nutzt, sondern sich zwischen die Streitenden stellt, ist das beste Zeichen für seine guten Absichten, den Schwächern zur Anerkennung zu verhelfen. Die abwartende Haltung des Reichskanzlers könnte infolgedessen dem liberalen Teil der bürgerlichen Gesellschaft außerordentlich zugute kommen. Sie gewinnen Zeit, sich von ihren Niederlagen zu erholen und ihre Reihen zu ordnen. Damit aber sind auch die Mittel angegeben, mit denen die Liberalen den Weg zur Rettung nicht nur ihrer Parteien, sondern des Landes überhaupt beschreiten können. Im Reichstage müssen sie hinter der Regierung so lange stehen, bis diese nicht deutlich nach rechts abschwinkt.

Im Lande haben sie zwei Aufgaben: an die Spitze ihrer Organisationen solche Männer zu bringen, die wirklich das Vertrauen weiter bürgerlicher Kreise und nicht nur das einer Clique besitzen, und dann mit Hilfe dieser Vertrauensmänner Verständnis über die derzeitige Haltung der Regierung zu verbreiten.

Die Spannung im Innern wird noch vermehrt durch den sich vorbereitenden Kampf um die Wahlrechtsreform in Preußen. Wir haben unsre Stellung dazu bereits gekennzeichnet: wir werden mit allen Mitteln für eine zweckmäßige Reform eintreten, weil das Wort des Königs für sie eingesetzt ist. Wir glauben uns darin mit den maßgebenden Faktoren in Preußen einig. Die Reform muß kommen und kommt bald! Um so mehr müssen wir es ablehnen, wenn Abgeordnete der Land-

tage anderer Bundesstaaten die rein preußische Angelegenheit zu einer Reichssache ausgestalten wollen. Wir verkennen die Bedeutung der Wahlrechtsreform für das Reich durchaus nicht. Aber diese Einmischung kann die Vorbereitung nur erschweren, da sie vorhandne Widerstände nur vergrößern würde. Also, Hände weg!

In der auswärtigen Politik verzeichnen wir für die abgelaufne Woche nur den Sieg der französischen Regierung über die Gegner ihrer Marokkopolitik. Da sich diese Politik durchaus im Rahmen dessen entwickelt, was den deutschen Interessen in Nordafrika dient, so können wir den Sieg auch als einen wenn auch nur kleinen Schritt zur Besserung der deutsch-französischen Beziehungen im Gedächtnis behalten.

Lotmars Werk über den Arbeitsvertrag.^{*)} Ein Standardwerk — nicht nur für den Juristen, sondern ebenso für den Nationalökonom, den Verwaltungsbeamten und auch für den Gebrauch des größeren Arbeitgebers — hat mit dem jetzt vorliegenden zweiten Bande seinen Abschluß erreicht. Wer sich in dieses gewaltige Werk erst etwas eingelese hat und der Materie das ihr gebührende Interesse entgegenbringt, liest das „schwerwissenschaftliche“ Werk mit steigendem Genuß und wachsender Bewunderung vor dem Meister des Rechts, der es geschrieben hat. Denn hier ist eine Tat getan, die weit über die Bedeutung eines bloß literarischen Erzeugnisses hinausgeht; hier ist ein Kulturproblem erfasst und in einer Weise dargestellt, wie sie vorbildlich für die Arbeit des modernen Juristen sein sollte. Denn hier führt auf Schritt und Tritt die Beherrschung der wirtschaftlichen Grundlagen des Rechts die Feder, hier leitet das dem Formaljuristen so bitter nötige und so oft abgehende Verständnis für die ökonomischen Gesetze und Forderungen die Deduktion. Und so ist es kein Wunder, daß auf solchem Grunde eine hervorragende, bahnbrechende Arbeit entstand, deren Wirkung sich erst mit der Zeit voll bemerkbar machen wird. Denn das Buch ist mit der ganzen Qualifikation einer Grundlegung geschrieben — auf dieser breiten Grundlage aber zugleich bedeutsam in die Höhe bauend. Die klarste Erkenntnis der großen Aufgabe leuchtet von Anfang an durch die thematische Behandlung, die im ersten Band im wesentlichen die allen Arbeitsverträgen gemeinsamen Grundzüge, im zweiten Band die besondere Gestaltung der verschiedenen Hauptgruppen von Arbeitsverträgen behandelt. Die schwierige Differenzierung des Arbeitsvertrages, seine Vielgestaltigkeit, seine wegen der allmählich erbauten Gesetzgebung verschlungenen Wege der Entwicklung und des geltenden Rechts, seine Bedeutung und soziale Aufgabe werden bis in ihre letzten Konsequenzen gewürdigt. Treffend sagt Lotmar in der Einleitung: „Die wachsende Erkenntnis von Eigenheiten und das Aufkommen neuer Arbeitsarten muß zu einer reichern, feineren Verzweigung des Regelsystems auffordern, die Zunahme der gesellschaftlichen Fürsorge für den Arbeitsvertrag muß sich in steigender Differenzierung seiner Rechtsordnung kundgeben, womit die Rechtskultur fortschreitet.“ Selbstschöpferisch auf Grund der oftmals kasuistisch beschränkten Gesetzgebung müssen hier die großen Prinzipien, die treibenden Kräfte rechtlicher Anschauung, die einheitlichen Zielpunkte modernen Rechtsbewußtseins herausgeschält werden, und dies ist dem Verfasser in seltner Meisterschaft geglückt. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß der kritische Leser mit allem einverstanden ist, was auf diesen rund 2000 Seiten steht; das wäre ein Uding in juristisch-volkswirtschaftlichen Dingen. So halte ich die Aufstellung des Begriffs einer absoluten Lohnvergrößerung bei gesteigerter quantitativer Arbeitsleistung im Afford für unzutreffend und daher überflüssig. S. 559 wird richtig gesagt: „Die positive Rechts-

^{*)} Der Arbeitsvertrag nach dem Privatrecht des Deutschen Reiches. Von Philipp Lotmar. In zwei Bänden. Leipzig, Duncker und Humblot. Band II 1908.

folge des Akfordes, welche in Lohnvergrößerung besteht, gründet sich allein auf die Vergrößerung der Arbeitswirkung.“ Aber dann wird von absoluter Lohnvergrößerung wegen gesteigerter Quantität der Arbeitswirkung beim Akford gesprochen, während diese meines Erachtens auch in diesem Falle nichts anderes ist als die relative, daß nämlich der Lohn für die betreffende Anzahl Stücke zeitlich früher verdient wird. Weitere Fälle abweichender Ansicht aufzuführen ist hier nicht der Ort. Es genüge, hervorzuheben, daß meiner Ansicht nach mancherlei hätte — unbeschadet der Gründlichkeit und Deutlichkeit — kürzer abgemacht werden können. Mir wenigstens beeinträchtigt stellenweise die Breite der Ausführungen, wo sie nahezu Selbstverständliches sagen, den Genuß der Lektüre. Und bei diesem Umfang des Werkes hätten Fragen wie diejenigen über die Haftung des Arbeitgebers für Verschulden des Arbeitnehmers eine eingehendere und namentlich eine zusammenhängende Darstellung erfahren dürfen. Immerhin kann der, der sich in das Buch eingelese hat, verstehen, daß der Verfasser manches subjektiv sah und sich an seine systematische Einteilung gebunden fühlte. Der Gesamteindruck bleibt am Schluß trotzdem der einer meisterhaften Arbeit. Dazu kommt die wahrhaft künstlerische, wohlgeformte Diktion, die sich über das in wissenschaftlichen Büchern Übliche hoch erhebt und den „trocknen“ Gegenstand äußerst flüssig macht. In dem jetzt erschienenen zweiten Bande handelt es sich im wesentlichen um das überaus schwierige Problem der rechtlichen Behandlung des Akfordvertrages und seine Abgrenzung vom Zeitlohnvertrag — also um Probleme, die dem Gesetzgeber überhaupt noch nicht klar zum Bewußtsein gekommen sind, für die rechtliche Behandlung des Arbeitsvertrags aber geradezu die Grundlage bilden. Denn man denke nur daran, daß die Frage der Kündigung aus wichtigen Gründen, die Frage der Haftung für Mängel der gelieferten Ware, die Ermittlung des Lohnes und anderes mehr ganz verschieden entschieden werden müssen, und man sieht ein, welche Bedeutung einer völlig einwandfreien juristischen Klarlegung der Begriffsmerkmale des Akford- und Zeitlohnvertrags zukommt, und zugleich wie sich unabsehbare zahlreiche und bedeutende weitere Rechtsfolgen für die vielgestaltigen Arbeitsverträge daran knüpfen. Denn nur mit einer begrifflichen Abgrenzung beider Arten des Arbeitsvertrags voneinander ist es nicht getan. Lotmar hat meines Erachtens vollkommen recht, wenn er Akfordverträge teils als Werkverträge, teils als Dienstverträge anspricht. Auch ist zum Beispiel seine Äußerung, daß sich die Vergütung beim Zeitlohnvertrag nach der vom Arbeitnehmer gemachten Aufwendung, beim Akfordvertrag nach der dem Arbeitgeber gemachten Zuwendung richtet, mehr als ein Wortspiel, nämlich eine feinsinnige, wirklich zutreffende Distinktion. Da vielfache Übergänge zwischen beiden Arten des Arbeitsvertrages stattfinden, ja die hausgewerblichen Akfordverträge durchaus nicht eindeutig sind, und die Rechtsstreitigkeiten ganz naturgemäß immer mehr anwachsen, so geht daraus hervor, wie unentbehrlich ein Werk wie das jetzt glücklich vollendete ist, und wie sehr wir zuvor dieser Grundlegung entbehren mußten. Der Verfasser führt systematisch durchaus zutreffend neue Bezeichnungen ein, wie zum Beispiel „Überwirkung“, „Unterwirkung“, womit ein Plus oder Minus über oder unter der vertraglichen Leistungspflicht gemeint ist, und anderes mehr. Es sei zugegeben, daß damit konstante und brauchbare Begriffe geprägt worden sind, und daß die relative Neuheit des Gegenstandes neue Termini erfordert. Ob sie sich einbürgern werden, muß die Zukunft lehren. Ein gutes Sachregister zu jedem der Bände verleiht dem Werk erhöhte Brauchbarkeit für Nachschlagezwecke.

Alles in allem: eine neue Epoche für die Erkenntnis des Arbeitsvertragsrechts wird man vom dem Erscheinen des Lotmarschen Werkes datieren müssen.

Jena

Dr. jur. Alexander Elster

Utopismus und praktischer Sozialismus. Den alten Sehnsuchtstraum, dem zuerst die griechische Dädalussage Gestalt geliehen hat, beginnt heute die Aviatick einigermaßen zu verwirklichen. Beim „einigermaßen“ wirds wohl auch bleiben, denn zum Lufttier ist nur einmal der ungeflügelte Zweibeiner nicht geschaffen. Aber wenn der mythische Traum der Luftbeherrschung wenigstens einigermaßen verwirklicht werden kann, sollten da nicht auch die uralten sozialen Glücksträume einigermaßen erfüllbar sein? Die Erfahrung der letzten Jahrzehnte hat die Frage schon beantwortet. Die Utopisten des neunzehnten Jahrhunderts haben nicht allein neue Reformbewegungen hervorgerufen und den schon vorhandenen kräftige Anstöße erteilt, sie haben auch Gedanken ausgesprochen, Pläne entworfen, die tatsächlich ausgeführt worden sind: das blühende Genossenschaftswesen, die Arbeiterversicherung, der Arbeiterschutz sind Früchte dieser Bewegungen und Gedanken. Das Leben hat Kritik geübt an den Phantasien und Grübeleien der Sozialisten und Kommunisten, hat aus dem Phantastischen und Utopischen das Brauchbare ausgewählt und in die Praxis umgesetzt. Den Himmel auf Erden haben wir damit nicht bekommen und sollen wir auch nicht bekommen, und die allgemeine Unzufriedenheit, die Triebkraft zum Fortschritt, ist heute Gott sei Dank größer als je; aber ungesunde und schimpfliche Zustände sind beseitigt, und das Massenelend ist vermindert worden. Da jedoch der Utopismus und die Notwendigkeit der Reformen so lange bestehen bleiben, als es Unzufriedene gibt, sieht sich der im öffentlichen Leben stehende täglich vor die Aufgabe gestellt, an Reformvorschlägen Kritik zu üben. Diese Aufgabe wird ihm erleichtert durch die Benutzung dessen, was an solcher kritischer Arbeit schon geleistet worden ist, und ein sehr brauchbares Werk dieser Art ist das (bei Franz Bahlen in Berlin 1909 erschienene) Buch des Professors der Staatswissenschaften Dr. Otto Warschauer in Berlin: Zur Entwicklungsgeschichte des Sozialismus. Er behandelt die drei berühmten Franzosen Saint-Simon, Fourier und Louis Blanc, erzählt ihr Leben, stellt ihre Lehren und ihr Wirken dar und unterwirft beides einer gründlichen und verständigen Kritik, die das Lebensfähige vom Unhaltbaren scheidet. Darstellung und Kritik sind gleich klar, auch gleich ruhig und objektiv gehalten. Fourier, über den ich seiner Phantastik wegen bei einer früheren Gelegenheit absprechend geurteilt habe, wird als „der intellektuelle Begründer der ersten, weite Ziele verfolgenden Genossenschaftsschule“ und wegen seiner selbstlosen, opferwilligen Menschenliebe gerühmt. Diese muß auch bei dem Staatssozialisten Louis Blanc anerkannt werden, der außerdem als politische Persönlichkeit wichtig und interessant ist. War doch die soziale Bewegung, deren Leitung seinen Händen entglitt, entscheidend für den Untergang der zweiten Republik und für den Sieg Napoleons. Daß ihm, wie heute allgemein anerkannt wird, die Organisation und das schmähliche Ende der Nationalwerkstätten zu Unrecht zur Last gelegt worden ist, weist auch Warschauer ausführlich und überzeugend nach. In der Kritik der Lehren Louis Blancs würde ich noch seinen (bei einem Pariser Publizisten der vierziger Jahre verzeihlichen) Irrtum, daß der kleine Landwirt keine Viehwirtschaft treiben könne, hervorgehoben und an die Wiederbelebung seiner Idee landwirtschaftlicher Produktivgenossenschaften durch Dr. Franz Oppenheimer erinnert haben. Als der für uns wichtigste und interessanteste, der allerdings, wie auch Warschauer zugibt, nur durch seine Jünger ein Glied der sozialistischen Trinität geworden ist, muß Saint-Simon bezeichnet werden, denn er hat, wie in dem Bericht über das Werk von Mucke gezeigt wurde (im vierten vorjährigen Bande der Grenzboten S. 121 ff.), mit wunderbar klarem Hellblick die politische Entwicklung vorausgesehen, die sich nirgends stärker bemerkbar macht als im Deutschen Reich: den Übergang der Macht von Adel, Geistlichkeit, Hof und Militär an die mit der Naturwissenschaft verbündeten captains of labour, an die Industrie, wie Saint-Simon es nennt. Und im gegen-

wärtigen Augenblicke, wo die Beseitigung der letzten Reste des alten Zustandes stürmisch gefordert wird, sind die diesen Gegenstand behandelnden Abschnitte seiner Werke geradezu aktuell. Der Hansabund könnte sie als Agitationschrift herausgeben und als Motto das berühmte Diktum vorsetzen, das ich a. a. O. S. 126 zitiere (bei Warschauer steht es S. 15). Die Minister würde man allerdings aus Saint-Simons Drohnenregister wohl streichen, und auch die Generale — namentlich im rheinisch-westfälischen Industriebezirk ist man sehr für Generale —, indes, was nicht ist, kann noch werden, würden Bertha von Suttner, Alfred Fried und noch verschiedene andre Leute zu dieser Streichung bemerken. Abgesehen von seinem wissenschaftlichen und praktischen Wert ist Warschauer's Buch eine angenehme Lektüre. Über seine von der gewöhnlichen Meinung abweichende Ansicht, daß der Sozialismus nicht der Bruder des Kommunismus, sondern sein Gegenteil sei, wollen wir nicht mit ihm rechten.

E. J.

Zur Geschichte Österreichs in der Revolutionszeit 1848/49. Es entspricht dem wieder lebhafter erwachten Interesse an den österreichischen Dingen und namentlich an den Schicksalen der dortigen Deutschen, wenn Heinrich Friedjung in Wien seinem großen, gleich bei seinem ersten Erscheinen 1897 allgemein anerkannten Werke „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859 bis 1866“, das jetzt unsers Wissens in vierter Auflage vorliegt, eine wertvolle Ergänzung gegeben hat: Österreich von 1848 bis 1860. Erster Band, die Jahre der Revolution und der Reform 1848 bis 1851, X und 512 Seiten. Er schildert zunächst, von Metternichs Persönlichkeit ausgehend, der mehr konservativ als reaktionär gewesen sei, das völlig unfruchtbare „Greisenregiment“ unter Kaiser Ferdinand, dann die Wiener Märzrevolution und ihre Folgen bis in den September 1848, daran anschließend die beginnende Erhebung Ungarns, die Oktoberrevolution und die Thronbesteigung Kaiser Franz Josephs am 2. Dezember 1848. Dann folgt ein Abschnitt über die „Verfassungsarbeit“ in Wien und Kremsier bis zur oktrozierten Verfassung vom 4. März 1849, der der unentschiedne Winterfeldzug in Ungarn parallel lief. Auch die Beratungen in Frankfurt werden behandelt, soweit Österreich auf sie Einfluß übte, die italienischen Kämpfe dagegen nur gestreift. Denn durchaus im Vordergrund steht die weitere Gestaltung der innern Verhältnisse einschließlich der Unterwerfung Ungarns, die hier in scharfe und vielfach keineswegs ungünstige Beleuchtung rücken. Der Besiegung der Revolution folgte eben nicht schlechtweg die Reaktion, sondern der Neubau ganz Österreichs, eine gründliche Reform der Staatsverwaltung, die neue Gerichtsorganisation mit Beseitigung der Patrimonial- und Stadtgerichte und die rasch und energisch durchgeführte Grundentlastung, endlich die Herstellung eines einheitlichen Zollgebiets. Das alles knüpfte an Maria Theresia und Joseph den Zweiten an und hatte eine monarchisch-demokratische Tendenz, die das Interesse der großen Masse voranstellte, die alten Vorrechte des Adels beschnitt oder aufhob und deshalb auf dessen leidenschaftlichen Widerstand stieß. Absolutistisch war diese Reformzeit prinzipiell gar nicht; vielmehr sollten den staatlichen Behörden auf allen Stufen von der Dorfgemeinde bis zum Kronlande hinauf Organe der Selbstverwaltung zur Seite treten und in einem gesamtösterreichischen Reichstage gipfeln; aber zentralistisch war sie allerdings. Nach der Niederwerfung Ungarns wurde dieses Land in vier Militär- und Verwaltungsbezirke zerschlagen, Siebenbürgen und der Banat als besondere Kronlande abgetrennt und das Ganze unter deutsch sprechende Beamte gestellt. Denn das Deutsche wurde jetzt im ganzen Reiche die innere Dienstsprache der Behörden, also die Staatssprache, doch wurden Eingaben in deren Sprache beantwortet. Aber die Notwendigkeit, diesen Umgestaltungen die gesetzliche Grundlage durch die Anerkennung einer Reichsvertretung zu geben und durch eine

solche zugleich die innern Gegensätze allmählich zu versöhnen, wurde nicht erkannt und sogar die Möglichkeit zu einer solchen Befestigung der geschaffenen Zustände abgeschnitten durch die Aufhebung der oktroyierten, obwohl niemals in Kraft getretenen Verfassung vom 31. Dezember 1849. Die Darstellung der Verhältnisse und Kämpfe wird belebt durch eine Reihe von Charakterbildern der leitenden Männer dieser Reformzeit; weitaus die bedeutendsten waren Alexander Bach und Karl Bruck, von denen der erste einer niederösterreichischen Bauernfamilie, der zweite dem kleinen Bürgerstande (Elberfeld) entstammte, neben ihnen standen Graf Philipp Stadion, Fürst Felix Schwarzenberg, Graf Leo Thun u. a. m. Die Forderung der sogenannten Wahrhaftigkeit erstrebt er. Ein Richteramt über Menschen und Dinge nimmt er nicht in Anspruch, aber sein persönliches Urteil verhehlt er nicht. Die Aufhebung der Verfassung von 1849 erscheint ihm als ein schwerer Fehler, weil er die Konsolidation der neuen Verhältnisse hinderte, aber er will das Große und Verdienstliche dieser Zeit nicht verkannt wissen und spricht sich scharf gegen den alten österreichischen Pessimismus aus, der davon nichts sehen wollte. In Ungarn wägt er besonnen die hier miteinander ringenden Kräfte ab, die während des Kampfes um die Unabhängigkeit zu einem erbitterten Rassenkriege der Nationalitäten führten, da die Siebenbürger Sachsen, die Rumänen, die Kroaten und die Serben zum Kaiserhause, die deutsch-ungarischen Städte und die Banater Schwaben zu den Magyaren standen, aber die massenhaften Bluturteile nach dem Siege erscheinen ihm nicht nur grausam, sondern auch unklug und unnütz. Jedenfalls ist nach seinem Urteil die Aufgabe, an die Stelle des beseitigten patriarchalischen Absolutismus ein freieres politisches Leben ohne die Gefahr der Zerstückung und Zerrüttung durch die losgebundenen Kräfte zu setzen, noch heute nicht gelöst, und nur die Zukunft kann zeigen, wie weit sie lösbar ist. Ob sie aber besser gelöst worden wäre, wenn Deutsch-Österreich oder die Gesamtmonarchie nach dem alten „großdeutschen“ Programm im Staatsverbande mit Deutschland geblieben wäre? Daß dieser Staatsverband nur ein staatenbündischer, kein bundesstaatlicher hätte sein können, das haben doch 1848/49 erwiesen; dann aber wären die Bedrängnisse der Deutschen in Österreich kaum zu vermeiden gewesen. Denn diese entspringen doch aus dem Erwachen der undeutschen Nationalitäten, das schon vor 1848 unter dem Beifall der Deutschen begonnen hatte, wie gerade Friedjung nachweist, und aus dem schweren Versäumnis der deutschen Liberalen, die 1867 es weder verstanden, Galizien in eine Sonderstellung zu schieben, etwa wie die Magyaren Kroaten, noch den Umfang der deutschen Staatsprache festzulegen. Dem hoffentlich bald erscheinenden zweiten Teile, der die Herrschaft und den Zusammenbruch des zentralistischen Absolutismus schildern wird, sehen wir mit Spannung entgegen.

Einen interessanten zeitgenössischen Beitrag zur Geschichte dieser Zeit hat Friedjung schon früher aus dem Nachlasse eines österreichischen Offiziers mit einer Einleitung herausgegeben: Moriz von Angeli, k. und k. Oberst, Wien nach 1848, Wien und Leipzig, W. Braumüller, 1905, XVI und 234 Seiten. Angeli stammte aus einer alten venezianischen Patrizierfamilie, war aber in Wien 1829 geboren und hatte seine Vorbildung auf der Militärakademie in Wiener Neustadt und auf der Pionierschule in Tulln erhalten. Als junger Offizier machte er 1849 den Feldzug in Ungarn mit, stand dann in venezianischen Garnisonen, war 1850 bei der im nördlichen Böhmen gegen Preußen aufgestellten Armee, 1854 bis 1857 bei den Okkupationstruppen in der Walachei und Moldau, focht 1859 bei Magenta und Solferino mit und nahm nach mehreren Garnisonjahren in Galizien und Ungarn am Kriege von 1866 in 4. Armeekorps (Graf Festetics) teil. Später hatte er 1869 in Budapest die ersten ungarischen Einjährig-Freiwilligen auszubilden. So fast an allen Kriegen Österreichs in dieser Zeit beteiligt und bekannt geworden mit den verschiedensten Kronländern trat er schon 1871 aus Gesundheitsrückichten als Major in den Ruhestand und wurde militärischer Schriftsteller, zuerst als Redakteur,

seit 1876 als Mitarbeiter in der Abteilung für Kriegsgeschichte des k. und k. Kriegsarchivs, als der er eine Reihe von wertvollen geschichtlichen Werken verfaßte, vor allem das über den Erzherzog Karl als Feldherr und Organisator in 5 Bänden 1896/97. Als Oberst trat er 1895 in den Ruhestand und starb 1904, zuletzt noch mit selbstbiographischen Arbeiten beschäftigt. War doch sein Leben geradezu typisch für den österreichischen Offizier dieser älteren Zeit und hatte ihm reiche Gelegenheit zu den mannigfachsten Beobachtungen gegeben. Aus solchen ist auch das vorliegende Buch hervorgegangen. Der Inhalt geht aber weit über den Titel hinaus. Er schildert nur im ersten Kapitel Wien nach 1848, also unter dem quälenden Belagerungszustand, dann aber in charakteristischen Zügen die Armee vor und nach 1848 und während der Jahre 1848/49, endlich die Armee in der „neuen Ära“, wo sie, nachdem sie sich glänzend als Hort des Reichs und der Dynastie bewährt hatte, allmählich wieder in eine Friedensarmee verwandelt, vor allem für Manöver und Paraden erzogen wurde. Das alles wird lebendig, wahrhaft, mit berechtigtem Selbstgefühl, aber mit freimütigem Urteil, wohl auch mit Laune und Sarkasmus geschildert.

Eine zusammenfassende, kurze Darstellung der ganzen revolutionären Bewegung der Jahre 1848/49 bis zum Siege der „Reaktion“ bietet Ottocar Weber (Professor in Prag): 1848. Sechs Vorträge. (53. Bändchen der Sammlung *Aus Natur und Geisteswelt*, 1. Band der Prager Hochschulvorträge, VIII und 138 Seiten. Leipzig, B. G. Teubner, 1904.) Er gliedert den Stoff nach Ländern und Schauplätzen, behandelt aber die österreichischen Verhältnisse besonders ausführlich. Die Darstellung ist überall klar, das Urteil durchaus unbefangen, wirklich *sine ira et studio*, wenngleich der Standpunkt des Verfassers überall erkennbar ist. Es hat deshalb diesen in Prag und Teplitz gehaltenen Vorträgen nicht an Widerspruch der extremen Parteien gefehlt. *

Ferreros Römische Geschichte. Die ersten drei Bände des Werkes „Größe und Niedergang Roms“ von Guglielmo Ferrero (Julius Hoffmanns Verlag in Stuttgart) sind im zweiten Bande des Jahrgangs 1908 der *Grenzbote* Seite 71 ff. und im ersten diesjährigen Bande Seite 434 ff. gewürdigt worden. Der vierte Band erzählt die Geschichte von Antonius und Kleopatra. Der Verfasser sucht zu beweisen und macht in der Tat glaubhaft, daß es sich bei der Anknüpfung der Beziehungen zwischen beiden nicht oder wenigstens nicht hauptsächlich um sinnliche Leidenschaft, sondern um politische Pläne gehandelt hat. Dem schmachvoll erscheinenden Verhalten beider in der Schlacht bei Actium wird noch ein besondrer kritischer Exkurs als Anhang gewidmet. Auch dieser Band enthält viele dankenswerte Aufschlüsse über die volkswirtschaftliche und die soziale Entwicklung jener Zeit, und Lehrer, die den Horaz und den Virgil zu erklären haben, werden dem Buche so manches entnehmen können, was ihre Erklärung nicht bloß interessanter, sondern auch fruchtbarer macht. Ferrero verteidigt die Ansicht, daß die Republik noch lebensfähig und Italien keineswegs reif für die Monarchie gewesen sei. Die Italiener sind eben immer, bis auf den heutigen Tag, ein sehr wenig monarchisch gesinntes Volk gewesen, haben sich aber dafür desto mehr „Tyrannen“ gefallen lassen müssen. Unbestreitbar ist allerdings, daß Europa es der Pflege der freiheitlichen Ideen zu danken hat, wenn seine Geschichte etwas Besseres und Größeres geworden ist als gleich der orientalischen „eine gleichförmige Folge einer Reihe von despotischen Monarchen, von denen immer wieder die nächste auf den Trümmern der vorigen sich aufrichtete“. — Im fünften Bande wird „Der neue Freistaat des Augustus“ behandelt (aus dem Titel schaut die angeordnete Tendenz hervor). Unter den deutschen Forschern hat Ferrero einen übersehen, der die Begründung des Beamtenstaates durch Augustus und das Finanzwesen der Kaiserzeit trefflich dargestellt hat: Rodbertus; aber dessen Abhandlungen über das römische Staatswesen sind freilich nicht einmal in Deutschland weitem

Preisen bekannt geworden. Sehr schön beleuchtet Ferrero die geistigen Zustände, die politischen Ansichten, die Stimmungen der Zeit mit Ausführungen aus den Dichtern, namentlich aus Horaz und Properz, das Streben der Edlern nach sittlicher und religiöser Erneuerung mit der poetischen Tätigkeit Virgils. „Niemand hat gründlicher in die unheimliche moralische Leere hineingeleuchtet, über der sich der gigantische Bau des Reiches erhob, als Horaz“, heißt es Seite 97. Der Band reicht nur bis zu den Ludi Saeculares, deren Verlauf sehr ausführlich und mit Angabe aller Daten erzählt wird, von denen wir aber nicht erfahren, in welchem Jahre sie gefeiert wurden. Der Verfasser ist sehr freigebig mit Datumsangaben, aber das Jahr zu nennen vergißt er gewöhnlich, und das ist einigermaßen störend für Leser, die nicht die ganze römische Chronologie im Kopfe haben. Möge der Übersetzer (Ernst Kapff), der sonst seine Sache sehr gut macht, in den folgenden Bänden die fehlenden Jahreszahlen ergänzen.

Neue Dante-Übersetzungen. Auch die besten der bisherigen Übersetzungen der Divina Commedia leiden an Dunkelheiten und metrischer Schwerfälligkeit. Der Danteforscher und -übersetzer Paul Pochhammer ist der Meinung, daß dies zur Hauptsache an der deutschen Terzine liege, die uns immer fremdartig anmüde und für uns schwerer zu lesen sei als manche andre vom Auslande her übernommene Strophenform. Er hat deshalb unternommen, Dantes Göttliche Komödie in deutschen Stanzan wiederzugeben. Diese bewunderungswürdige und an sich durchaus gelungne Leistung liegt vor in „Dantes Göttlicher Komödie“, in deutschen Stanzan, frei bearbeitet von Paul Pochhammer, mit einem Dantebildnis nach Giotto, mit Buchschmuck von H. Vogeler und zehn Skizzen, Leipzig, B. G. Teubner. Zugleich erschien eine andre freigehaltne Übersetzung in Terzinen: „Dantes heilige Reise“ von Josef Rohler, Verlag von Albert Ahn, Köln. In der That, auch diese Übersetzung ist eine deutsche, das heißt eine von allen Dunkelheiten freie, eine lichtvolle, für jedermann verständliche. Dem feinem, modernen Sprach- und Kunstgefühl ist hier immer Genüge getan. Aus diesen deutschen Terzinen spricht der Geist Dantes in wundervoller großer Einfachheit trotz der komplizierten Architektur seines Ideengebäudes. Hiermit möchte ich dem Einwande Pochhammers entgegenen, daß die Stanze eine deutschere Strophe sei als die Terzine. An sich ist, wie gesagt, Pochhammers Werk eine künstlerische Nachdichtung ersten Ranges. Infolge der prägnanteren Stanzanform sind die einzelnen Gesänge kürzer geworden, die Spannung ist größer geworden, die Vorgänge erscheinen in schärfern Linien. Pochhammer hat seinem Meisterwerke eine längere instruktive Einleitung vorausgeschickt. Ein besondres Verdienst hat er sich jedoch durch die beigegebenen Skizzen erworben, die die Reise Dantes veranschaulichen. Das Buch ist von Vogeler glänzend ausgestattet. — Vor kurzem sind nun noch zwei andre Übersetzungen erschienen, beide rühren von dem auch als Dyrker bekannten Richard Boozmann her, und zwar ist die eine, die im Verlage Max Hesse unter dem Titel „Werke Dantes“ — sie umfaßt auch die übrigen Werke Dantes — erschienen ist, freier gehalten, die andre, unter dem Titel „Dantes poetische Werke“ — mit entsprechendem Inhalt — im Herderschen Verlag, Freiburg i. Br., erschienen, eine sogenannte wortwörtliche. In diesen Fällen loben die Werke, möchte ich sagen, erst recht den Meister. Man weiß nicht, welcher Ausgabe man den Vorzug geben soll. Jedoch ist die zuerst genannte als Volksausgabe gedacht und zugleich als ein über allerlei Dantefragen Aufschluß gebendes Nachschlagewerk; denn mit ganz erstaunlichem Fleiß und Verständnis hat Boozmann seit Jahren alles zusammengetragen, was Dante und sein Werk betrifft. Der Hesseschen Ausgabe sind Register aller Art beigelegt, sie geben einen vollkommenen Überblick über die bisherige Danteliteratur, über die Zeitgeschichte, sie bestehen aus Namen-, Orts-, Sach- und Zitatenregistern, in einem Abschnitt findet man Verdeutschungsproben aus den sämtlichen (52) bisher erschienenen Übersetzungen. Es ist nicht

möglich, diesen umfassenden Apparat, der in gleicher Weise von der Liebe des Verfassers zu seinem Werke wie von dem erstaunlichsten Fleiße zeugt, durchweg nachzuprüfen. Was ich gelegentlich erprobte, hat vortrefflich funktioniert. Die Hauptsache bleibt die Übersetzung. Sie ist in der Hesseschen Ausgabe nicht wortgetreu, doch so im Tone dem Original nachgestimmt, daß jenes eigentümlich getragene, melodische Pathos Dantes, seine bedeutungsvoll referierende Art, die so merkwürdig persönlich und subjektiv anmutet, in fast kongenialer Weise nachempfunden zu sein scheint. Und nun das Erstaunlichste! Derselbe Dichter und Übersetzer, der diese bereits kaum zu übertreffende Nachdichtung geleistet hat, unternimmt noch einmal eine Danteübertragung, und zwar eine wortgetreue künstlerische Übersetzung der gesamten poetischen Werke, auch des „Neuen Lebens“ und der lyrischen Dichtungen! Dieses Meisterwerk ist als eine Liebhaberausgabe gedacht. Es besteht aus vier handlichen in Ganzpergament herrlich gebundenen Bänden, die Deckel weisen Muster in der Art der alten italienischen Buchverzierungen auf. Ein Bildnis Dantes nach der Bronzebüste des fünfzehnten Jahrhunderts ist beigegeben. Die Ausgabe ist ferner eine Parallel-Ausgabe, der deutschen Übersetzung ist links der italienische Text gegenübergestellt. Was nun die Übersetzung selbst betrifft, so muß ich gestehn, daß hier das bisher unmöglich erscheinende Ereignis geworden ist. Zoozmann hat ganz wortgetreu übersetzt, und doch hat er die deutschen Worte mit so hohem künstlerischem Sprachgefühl ausgewählt, daß wiederum ein Gedicht entsteht, ein italienisches Gedicht in deutschen Worten, ein Gedicht, das in intensivster Weise Natur und Wesen, gleichsam Leib und Seele, des Originals neu geschaffen, neu vergeistigt hat.

Hans Benzmann

Ein vergessener rheinischer Maler. Im vergangenen Jahre ist im Verlage von J. H. Feiß (Feiß & Mündel) in Straßburg ein Buch erschienen, das für rheinische Kunstfreunde von doppeltem Interesse sein muß. Erstens wegen seines Gegenstandes und zweitens wegen seines Autors. Wir meinen die kleine, mit 23 Abbildungen geschmückte Schrift: Johann Martin Nederee, ein rheinisches Künstlerbild von Dr. Paul Kaufmann.*) Der Verfasser, ein Mitglied der bekannten Familie, die uns in seinem Vater L. Kaufmann, dem Oberbürgermeister von Bonn, einen feinsinnigen Dürerbiographen und in dessen Bruder Alexander einen Dichter von hervorragender Begabung und einen unsrer verdienstvollsten Kulturhistoriker beschert hat, setzt mit seiner Arbeit einem Künstler ein Denkmal, der am 22. November 1830 in Linz am Rhein geboren, kaum dreiundzwanzigjährig als Grenadier in Berlin einem tragischen Geschick erlag. Nederee gehört zu der Gruppe von Künstlern, die wie Karl Friedrich Erhard, Karl Philipp Joch, Ernst Fries, Julius Oldach, Franz Pforr, Heinrich Reinhold, Erwin Speckter schon beim ersten Anlauf ein hohes Ziel erreichten, denen jedoch keine Vollendung beschieden war. Sie sind fast alle der Vergessenheit anheimgefallen, bis die Jahrhundertausstellung zu Berlin im Jahre 1906 auch ihnen wieder eine Auferstehung brachte und ihnen ihren Platz in der Kunstgeschichte anwies. Kaufmann hat in Linz mit rührendem Eifer nach der Herkunft und den Lebensumständen Nederees geforscht und hat die Eindrücke zu ermitteln gesucht, die bei dem Knaben die künstlerische Begabung geweckt und seine Entwicklung beeinflusst haben müssen. Da dieser sehr früh mit den Düsseldorfern der romantisch-katholisierenden Richtung in Berührung kam, die mit der Ausmalung der neuerbauten Wallfahrtskirche des heiligen Apollinaris bei Remagen betraut worden waren, und da er sich später, während seiner Dienstzeit in Berlin, der Protektion des aus München nach der preussischen Hauptstadt übergesiedelten Peter von Cornelius zu erfreuen hatte, ist es erklärlich, daß er in der Behandlung religiöser Vorwürfe das höchste und letzte Ziel der Kunst sah. Er war jedoch kein slavischer Nachahmer der Düsseldorfser Nazarener, sondern ging

*) Preis 5 1/2 Mark.

seine eignen Wege, die ihn auf Dürer und Kethel führten, mit denen er vor allem sein gesundes Deutschtum gemein hat. Nebenbei aber betätigte er sich im Porträtsfach, und hier zeigt er einen Wirklichkeitsinn und ein sicheres Erfassen und Hervorheben des Wesentlichen in der dargestellten Persönlichkeit, die uns geradezu modern anmuten. Das Studium an der Akademie in Düsseldorf wurde durch die Einberufung des jungen Künstlers zum Militär im Oktober 1852 jäh abgebrochen. Niederee war zunächst verzweifelt, um so mehr, als seine Hoffnung, in ein Berliner Regiment eingestellt zu werden, nicht in Erfüllung ging. Man brachte ihn nach Potsdam zum 1. Garderegiment. Auf den Rat eines Offiziers wandte sich der junge Grenadier unter Beifügung einer Federzeichnung brieflich an Cornelius mit der Bitte, für ihn beim König ein empfehlendes Wort einzulegen. Der Meister, überrascht durch die Probe von Niederees Kunst, zog bei der Düsseldorfer Akademie Erkundigungen über ihn ein, lud ihn, als diese günstig ausfielen, zu sich und verwandte sich für ihn bei Friedrich Wilhelm dem Vierten, der die Veretzung des ungewöhnlichen Grenadiers nach Berlin befahl, ihm die Zulassung zum einjährig-freiwilligen Dienst bewilligte, seinen Vorgesetzten zur Pflicht machte, ihn nach Möglichkeit zu schonen, und ihm eine Zeichnung in Auftrag gab, die mit zwanzig Friedrichsdors honoriert wurde. So war dem Kunstnovizen im Rock des Königs der Weg geebnet, schon hatte er mit dem nach Rom gereisten Cornelius verabredet, ihm nach Ablauf seines Dienstjahres dorthin zu folgen, da raffte ihn ein jäher Tod infolge eines Unglücksfalles — eine Plakpatrone hatte seinen Arm getroffen und eine Blutvergiftung herbeigeführt! — in der Blüte seiner Jahre hinweg. Unter außerordentlichen Ehren wurde der hoffnungsvolle Rheinländer zu Grabe geleitet. „Sein Tod hat mich tief geschmerzt, was geht nicht alles mit einem solchen Menschen aus der Welt, die ohnehin daran jetzt so arm ist“, schrieb Cornelius, und in diese Klage wird jeder Leser dieser mit so großer Liebe geschriebnen Monographie einstimmen. J. X. H.

Evangelienharmonie von Hans Benzmann. Mit Holzschnitten von Dürer, Lucas Cranach d. Ä., Altdorfer und Burgkmair. Leipzig, Fritz Eckardt. „Hörn Se, wenn einer die Frechheit hat, den Mann mit der Dornenkrone zu malen — hörn Se, da braucht er ein Leben dazu. Hörn Se, kein Leben in Saug und Braus: einsame Stunden, einsame Tage, einsame Jahre. Da muß er mit sich allein sein, mit seinem Leiden und seinem Gott.“ An diese Worte Michael Kramers in Gerhart Hauptmanns Drama mußte ich denken, als Hans Benzmanns neues lyrisches Werk vor mir lag. Und Benzmann hat offenbar gerungen und in Einsamkeit an sich gearbeitet, während sich ihm in langen Jahren diese Evangelienharmonie gestaltete. Sie steigt auf von der Weisheit und Versunkenheit alter Heiliger, durch Visionen zur Empfängnis der Maria, die mir ein wenig äußerlicher gegeben scheint, als die wundervoll lyrisch ausshauchende Verkündigung. Und dann begleiten Benzmanns Verse den Heiland von der Kindheit bis über den Kreuzestod hinaus. Die stärkste Veranschaulichung und Vertiefung gewinnt der Dichter in dem Gedichtkreis „Die Wüste“, wo er — ein echt poetischer Gedanke — Jesus mit allen Gedanken der Zukunft schon ringen und sie überwinden läßt, freilich nicht ohne daß ein etwas zu diesseitig betonter Monismus das letzte Wort hätte. Vortrefflich stellt Benzmann dann die Wunder des Herrn dar. Versagt aber hat ihm die Kraft vor der Bergpredigt — wortreich und unplastisch wird seine Dichtung hier in dem Bemühen, vollendet gesagte Worte von ewigem Erlösergehalt noch einmal, anders gewendet und gewandt auszusprechen. Mit düsterem Balladenton bezwingt Benzmann den Passionsgang, und in einem ganz knappen Bildchen hält er die Totenwacht der Mutter fest. Um so weniger lebendig aber wird das Osterwunder, das Kernstück, auf das wir harren. Feise blickt hier eine rationalistische Deutung durch, etwas wie ein frommer Trug des Nikodemus und des Joseph von Arimathea, und das jubelnde Jauchzen über den Auferstandnen

bleibt aus, dem Engel den Stein von des Grabes Tür rücken. Eins der schönsten Stücke der Reihe ist dann wieder das letzte, „Das Eiland“, ein phantastischer Ausklang von geheimnisvollem Reiz. Im ganzen stellt das ernste Werk einen großen Fortschritt in Benzmanns Entwicklung dar, sein Vers hat an Fülle und Gehalt gewonnen, seine Kraft, Bilder zu erfassen und hinzustellen, ist gewachsen, und wenn er nicht immer so schlicht erscheint wie die alten Meister, deren Holzschnitte den Text geleiten, so lebt in diesen Versen doch eine tiefe Sehnsucht zur Höhe, sie stecken voll innern Erlebens und ergreifen uns oft, weil sie aus ergriffener Seele stammen.

Heinrich Spiero

Guillivers Reisen. Deutsch von Fritz Thurow. Berlin-Westend, Verlag von Erich Reiß. Der Verlag Desterheld, Berlin, hat es unternommen, Swifts hauptsächlichste Werke in deutscher Sprache herauszugeben; von dieser Ausgabe ist bisher der erste Band erschienen, der einige der berühmtesten Schriften Swifts bringt, eine vortreffliche Gabe für den, der diese merkwürdige Persönlichkeit und ihre Zeit kennen lernen will. Der Verlag hat versprochen, neben der Gesamtausgabe eine mit klassischen Illustrationen geschmückte ungekürzte Ausgabe des „Guilliver“ herauszugeben. Wir warten mit Spannung darauf. Unterdes mag uns diese billige, ebenfalls „textkritische“ — ich meine ungekürzte und unverschleierte Ausgabe des strebsamen Verlegers Erich Reiß durchaus genügen. Die Übersetzung ist ausgezeichnet, der originelle Stil Swifts — dieses größten aller Pessimisten und Satiriker — ist durchaus getroffen. „Guillivers Reisen“ sind nichts weniger als ein Märchen, sie sind vielmehr die grimmigste Satire — gegen das sich ewig gleiche menschliche Geschlecht und alle seine Niedertracht —, die jemals geschrieben ist. Die kleinen, tückischen, pedantischen, ungerechten Liliputaner sind „die Menschen“ — und was Guilliver, der als Idealist einst in die Welt hinauszieht, immer wieder an wunderbaren Phantasiegeschöpfen kennen lernt, an Verkehrtheiten, an Widerwärtigkeiten, Gemeinheiten — das alles sind die Menschen und ihre Menschlichkeit, aus deren Reich der Reisende endlich als ein hoffnungsloser Pessimist heimkehrt. Dieser Reisende ist der geniale Mensch, der vergeblich gegen die Bosheit der Mitmenschen ankämpft. Einen besondern Reiz erhält diese groteske ungeheure Allegorie durch die ganz persönliche Auffassung des Verfassers, durch sein eigentümlich nihilistisches Wesen, das den Stil mit Gift und Galle durchsetzt, doch auch mit einem tragischen Humor ohnegleichen. Es ist kein Buch für Kinder, es ist eins für die allerreiften Menschen, die wie Guilliver über die Liliputaner hoch hinwegragen, die doch wie Guilliver gegen die Riesen, das Leben, wie es ist, gegen Notwendigkeit, Natur und Schicksal nicht anzukämpfen vermögen.

Hans Benzmann

Bücherausstellungen. Im Auftrage des Verbandes Oberschlesischer Volksbüchereien geben die Herren Oberregierungsrat Dr. Küster in Oppeln und Verbandsbibliothekar Raifig in Gleiwitz die Zeitschrift Volksbücherei heraus (Oppeln, bei Hermann Muschner). Im vorjährigen Oktoberheft dieser Zeitschrift finden wir Berichte über ein sehr empfehlenswertes Unternehmen. Die den Verband versorgenden Verleger veranstalten unter der Leitung der Bibliothekare, die natürlich meist Volksschullehrer sind, vor Weihnachten Bücherausstellungen, und die Lehrer ermuntern die Schüler und deren Eltern, Bücher zu kaufen. Auf jedem Dorfe, wo eine Volksbücherei besteht, geht einige Bücher weg. Selbstverständlich darf der Preis für gewöhnlich eine Mark nicht übersteigen, und am liebsten werden illustrierte und schön gebundene Büchlein gekauft. In den Berichten und Gutachten hat uns besonders gefallen, was der Hauptlehrer Gottschalk in Dammratsch schreibt: „Ich erlaube mir zu bemerken, daß der Erfolg der Ausstellung nicht in dem Verkauf einer möglichst großen Anzahl von Büchern liegt, sondern in dem Bewußtsein,

durch die Ausstellung das Gewissen der Eltern und überhaupt der Erwachsenen geschärft zu haben. Wenn die Erwachsenen erst wissen, daß nicht alles Gedruckte, das die Kleinen in die Hände bekommen, gut ist, dann werden sie auf die lesenden Kinder auch mehr achten und ihnen die Schundware, die ja auch äußerlich kenntlich ist, wegnehmen. Daß solche Schundware tatsächlich jetzt schon bis in unsere Waldhörfer gedrungen ist, kann ich aus meiner Erfahrung bestätigen.“ Das Heft enthält außer den Berichten über die Ausstellungen noch andre gute Aufsätze. Einer beigegebenen Statistik entnehmen wir, daß das zweisprachige Gebiet, in dem der Verband wirkt, 1603363 Einwohner hat, daß er an 758 Ausgabestellen 196344 Bücher besitzt, und daß im Jahre 1907 an 92991 Leser 1358595 Bücher verliehen worden sind.

C. J.

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig und George Kleinow in Berlin-Friedenau. Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Da die Redaktion vom 1. Januar 1910 an nach Berlin übersiedelt, sind auch jetzt alle Zuschriften, die sich auf neue Artikel beziehen, dorthin zu richten, und zwar nach Berlin S.W. 11, Bernburger Straße 22^a/23. Die Schriftleitung

Dantes

Göttliche Komödie

In deutschen Stenzen von P. Pochhammer

Kleine Ausgabe Buchschmuck u. Einband
v. Fr. Staffen. Geb. M. 3.-

Am Original nachgeprüft und sprachlich gefeilt, erscheint in kleiner Ausgabe die Pochhammer'sche Bearbeitung der Göttlichen Komödie. Überall da, wo man Wert darauf legt, unmittelbar zu empfinden, daß ein Dichter zu uns spricht, hat sie eine besonders freundliche Aufnahme gefunden, zeigt sie doch in ihren formvollendeten 1500 Strophen, daß wir vor einem Kunstwerk stehen, das wie kein anderes eine dichterische Lösung des zentralen Problems gibt.

Der außerordentlich niedrige Preis ermöglicht jedem Gebildeten die Anschaffung.

Die große Ausgabe mit dem kritischen Apparat bleibt daneben bestehen.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig